

Thorsten Nesch

DIE LOKO MOTIVE



Weltbild

Der Aktienbroker Thomas Ochs wacht unter den Trümmern eines Zuges auf, ebenso der Rentner Herr Baehr. Entgleist ist der Zug auf dem Hindenburgdamm zwischen Sylt und dem Festland. Die beiden liegen auf dem Boden, und die Flut kommt.

Thorsten Nesch

Die Lokomotive

Roman

Weltbild

Der Autor

Thorsten Nesch wurde in Solingen geboren. Er lebt in Deutschland und Kanada. Sein erster Roman »Joyride Ost« wurde als Bestes Deutschsprachiges Jugendbuchdebüt nominiert und die Filmrechte verkauft. 2012 erhielt er den Hans-im-Glück Literaturpreis. Jury: »Ein erzählerischer Glücksfall in der aktuellen deutschsprachigen Literatur«.

Der Titel ist auch als Hörspiel erhältlich:

<http://www.thorsten-nesch.com/autor/audio/>

Produzenten sind Johannes Steck und Lutz Schäfer.

Gefördert wurde die Geschichte mit einem Stipendium zur Erstellung eines Hörspielmanuskriptes der Film- & Medienstiftung NRW.

Stimmen:

Johannes Steck sprach bereits das Hörbuch »Die Chemie des Todes«, und für »Kalte Asche« bekam er die Goldene Schallplatte. 2012 wurde ihm der Hörkules überreicht. Ebenso zu hören ist der Grimme-Preisträger Gert Heidenreich, der seine Stimme unter anderen den Meisterwerken von Tolkien, Eco, Coelho und Suter lieh.

Der Spielfilm:

2017 wird »Derailed« in Kanada gedreht. Der Film basiert auf dem Roman »Die Lokomotive«.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2017 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2011 by Thorsten Nesch

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Michael Meller Literary Agency GmbH, München

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95973-423-3

Wäinämöinen nur, der Sänger,
War und blieb noch ungeboren.
Wäinämöinen alt und wahrhaft
Wandert noch im Leib der Mutter
Dreißig Sommer nacheinander,
Eine gleiche Zahl von Wintern
In den schlummerstillen Wellen,
Auf der nebelreichen Fläche.
Dachte nach und überlegte,
Wie zu sein und wie zu leben
In dem nimmerhellen Raume,
In der unbequemen Enge,
Wo er nicht das Mondlicht schaute,
Nicht den Sonnenschein gewahrte.

- Kalewala -

I.

Ich spürte meinen Puls schwer im ganzen Körper, in meinen Handgelenken, meiner Brust und in den Schläfen. Geräuschvoll schnappte ich nach Luft. Der beißende Geschmack in meinem Mund erzeugte einen Hustenreiz und der Husten Schmerzen im Unterleib.

Ich riss die Augen auf und starrte in eine dunkelbraune Ursuppe, die träge vor meinen Augen hin und her schwappte, wie in einer gigantischen Schüssel ohne Ränder. Kein Unterschied in Farbe oder Gestalt. Auch Blinzeln half nicht. Schlieren verwischten ineinander, und orangefarbene Sterne explodierten in einem stroboskopischen Rhythmus. Mein Kreislauf war kurz vor dem Kollaps. Ich musste bewusstlos gewesen sein. Ich durfte auf keinen Fall wieder ohnmächtig werden.

Eine Hand berührte meine Stirn. Es war meine Hand, die linke, ich sah sie nicht, und die rechte konnte ich nicht bewegen, auch nicht meine Beine, keinen Millimeter. Ein undefinierbares Gewicht drückte mich zu Boden.

Mit der Zunge fuhr ich über meine Zähne. Sie waren alle in Ordnung, der metallene Geschmack von Blut in meinem Mund rührte nicht von ihnen.

In meinem Kopf hämmerte der Schmerz gegen die Schädeldecke wie eine kranke Taube, die sich in ein Wohnzimmer verirrt hat und mit Wucht gegen die Wände fliegt. Immerhin konnte ich meinen Kopf mühsam anheben. Es schmatzte unter mir, meine feuchten Haare zogen an meiner Kopfhaut und krallten sich zäh in den klammen Untergrund.

War das Blut? Blutete ich am Kopf?

Vorsichtig tastete ich meinen Hinterkopf nach einer Wunde ab. Mehlig kalter Schmant verklebte meine Haare. Eine Verletzung konnte ich nicht feststellen. Wie sehr ich mich auch anstrengte, egal wie nah ich meine Hand vor meinen Augen bewegte, ich konnte nicht sehen, ob sie blutverschmiert war. Dafür konnte ich erkennen, worum es sich bei dieser dunkelbraun wabernden Masse handelte. Es war Staub. Und hinter der Wolke existierte eine schwache Lichtquelle.

Der Staub brannte auf meiner Netzhaut, so dass meine Augen tränten.

Ich berührte mit meinen Fingern die Nase, roch an ihnen, aus Sorge es könnte mein Blut sein, aber ich wusste noch nicht einmal, ob Blut einen Geruch verströmte, und falls doch, ob ich es ausgerechnet jetzt riechen konnte. Alles stank nach Öl, Metall und Maschine. Jede Pore des sich legenden Staubes war durchdrungen davon. Es kitzelte in meiner Nase, und ich musste niesen. Ein stechender Schmerz schoss von meinem eingeklemmten Bauch ausgehend durch meinen Körper.

Hatte ich etwa innere Verletzungen? Bauch, Leber, Niere? Verblutete ich innerlich?

Ich scheiterte bei meinem Versuch, den Hustenreiz zu unterdrücken. Wieder dieser Schmerz! Ich bildete mir ein, es wären die Muskeln, die sich unter dem unsäglichen Gewicht anspannten und darunter keinen Platz fanden. Es war ein trockenes Husten, ein echoloser Laut, geschluckt vom schalldichten Raum.

Rauschen in meinen Ohren. Ich hörte mich atmen. Wie ein gehetztes Tier hinter einem Gebüsch. Allmählich schälten sich Konturen aus dem dichten Schleier: Kanten, Zacken und ein großer dunkler Kreis, wie ein schwarzes Loch oder das Auge eines Wals.

Mit dem Licht durchdrang leise Musik mein Meer aus Sepia. Musik aus Kopfhörern, die nicht in Ohren steckten. Zuerst nur der Beat, schließlich Fetzen eines unverständlichen Sprechgesangs.

Ich erinnerte mich. Das war die Musik, die das Mädchen gehört hatte, schräg gegenüber von mir in dem Zugabteil. Ja, ich hatte in einem Zug gesessen. Und der hatte auf offener Strecke gehalten. Und dann?

Neben mir formte sich ein figurloser Klotz zu dem zersplitterten Rest einer Sitzbank. Die Lichtquelle über mir entpuppte sich als der beschädigte Stirnscheinwerfer der Lokomotive, und das schwarze Loch war gar keines, sondern einer ihrer mächtigen Puffer, der eine Armlänge entfernt dunkel über meinem Gesicht schwebte.

~

Ein Unfall, dachte ich, der Zug war entgleist, und ich hatte überlebt. Ich lag unter einer Lokomotive, oder unter dem, was von ihr übrig geblieben war. Um mich herum die zusammengeschobenen und ineinander verkeilten Wagons.

Sollte der Berg aus Schrott über mir nachrutschen, würde der Puffer meinen Kopf in den Erdboden treiben.

Hitzewallungen. Mein Gesicht glühte unter Wellen fieberähnlicher Temperaturschübe, die mich mit schüttelfrostartigen Zitteranfällen durchströmten.

»Hil...«, ich wollte rufen, aber meine staubbedeckte Kehle schnürte sich zu.

Wieder die Schmerzen beim Husten.

Ein Zischen übertönte sekundenlang die Musik. Ein Druckbehälter hatte sich entleert.

Ich räusperte mich und erschreckte über meinen hörbaren Anflug von Panik. Dreimal atmete ich tief durch, um mich zu beruhigen. Meine Lungenflügel piffen beim Luftholen. Die kleinsten Staubpartikel mussten ihren Weg bis in die feinen Verästelungen meiner Bronchien gefunden haben.

»Hilfe!«

Ich horchte nach einer Antwort, eines Retters, eines Mitreisenden, des Mädchens, aber ich hörte nur den Bass ihrer Hip-Hop-Musik.

Der Gedanke an eine mögliche Querschnittslähmung traf mich unvorhergesehen und mit der Macht einer schlechten Nachricht. Schließlich presste der Schuttberg meinen Körper unterhalb der Brust unnachgiebig in den Dreck, ebenso meinen rechten Arm. Wenn ich mich selbst vom Gegenteil überzeugen wollte, so schaffte ich das nur durch eine gezielte Bewegung, einen Beweis, dass mir meine Glieder noch gehorchten.

Ich hielt den Atem an, konzentrierte mich auf die Finger meines eingeklemmten Arms und meine Zehen. Ganz eindeutig spürte ich meine Fingerspitzen, während die Sehnen in meinem Unterarm bei jeder Bewegung auf einen scharfen Widerstand stießen.

Bei den Füßen gestaltete sich der Versuch schwieriger. Soweit ich es beurteilen konnte, lagen die Beine zwar eng aneinander, aber meine Füße konnten sich dennoch nicht finden. Ich bewegte sie, zumindest glaubte ich das. Aber fühlten Amputierte nicht auch ihre abgetrennten Glieder?

Verzweifelt versuchte ich, meine Füße aneinander zu reiben. Endlich spürte ich die

Sohle des einen Fußes an der Ferse des anderen. Mein linker Schuh fehlte. Ich lächelte erleichtert.

Ob der andere Schuh gleich neben meinen Füßen lag? Warum verlor man bei Unfällen die Schuhe? Fernsehbilder tauchten vor meinen Augen auf, von verlassenen Schuhen auf Asphalt.

Meine Schuhe waren keine Woche alt. Schwarze Lloyds, gekauft bei Delacroix. Beim Anprobieren hatte ich einen Martini gereicht bekommen, sogar an die Olive dachten die bei Delacroix.

Ich lachte irre auf, woran ich gerade dachte! Gleichzeitig stiegen mir Tränen in die Augen, meine Nasenschleimhäute schwellen an, verstopften, und ich begann, schwer durch den Mund zu atmen. Staub benetzte pelzig meine Zunge, meinen Hals. Es folgte ein weiterer Hustenanfall, und ich schnaubte Schleim durch meine Nase aus. Dazu drehte ich meinen Kopf zur Seite, den Rest rieb ich von der Wange in mein Sakko.

»Beruhig dich!«, ermahnte ich mich. Ruhe. Einatmen, ausatmen, langsam, ganz langsam. Ein. Aus.

~

Das Wichtigste war, dass ich im Grunde genommen unverletzt war.

Den anderen Puffer der Lokomotive vermutete ich weiter rechts im Boden. So schräg, wie sich das Vorderteil der Lokomotive über mir wandte, hatte es den Anschein, als balancierte die Lok, bereit für eine Pirouette aus 100 Tonnen Stahl, während ihr Scheinwerfer an seinen Kabeln einem zerstörten Auge gleich aus dem verbeulten Torso hing.

Plastik, Glas und Metalltrümmer hatten sich links und rechts von mir in den Boden gebohrt. Überall große und kleine Stangen, Streben, Schläuche, Drähte und Splitter, eine farblose, wie von einem riesigen Skalpell sezierte Schuttlandschaft, durch die der Stirnscheinwerfer sein bizarres Schattenmuster warf. Und ich war ein Detail dieses stählernen Stilllebens.

Die Musik wurde leiser. Meine gesamte Aufmerksamkeit wurde von den ruhiger werdenden Beats aufgesogen, meine Ohren klammerten sich an die letzte Note, als könnten sie das Unvermeidbare verhindern. Bis nichts mehr zu hören war. Ein vollbesetzter Zug und niemand rief, schrie oder stöhnte. Hunderte Tonnen Stahl und Motoren, und keine Schraube fiel zu Boden.

Langsam legte mir die Stille ihre Hände um den Hals.

»Hilfe!«, rief ich, um nur die Stille zu durchbrechen.

In meinem Loft, einer umgebauten Lagerhalle, wo es dank der modernen Fenster und den dicken Wänden ansonsten still war, hörte ich ständig Musik. Sie lief zu jeder Tageszeit, ob ich zu Hause war oder arbeitete, schlief oder wachte. Morgens ließ ich mich mit programmierter Musik wecken, deren Lautstärke automatisch um 6.30 Uhr hochfuhr, und ich schlief zur Musik ein, nachdem sie um Mitternacht leiser wurde, manchmal auch vorher. Über 4000 gespeicherte Titel spielten den Soundtrack zu meinem Leben. Ganz gleich welcher Stil, welche Richtung, ich war kein fanatischer Sammler, ich hörte, was ich

gut fand: Alt, neu, Pop oder Klassik, und ein Mal im Jahr, am zweiten Weihnachtstag, gönnte ich mir die Muße, Lieder von meiner Playlist zu schmeißen und neue hinzuzufügen.

Francesca hatte das am Anfang gestört, aber sie hatte sich schnell damit abgefunden. Mit ihren maßangefertigten Ohrenstöpseln schlief sie so tief, dass sie nicht mal aufwachte, als mir damals neben dem Bett mein Macbook aus der Hand glitt und auf den gemaserten Kacheln zerschellte.

Sogar die beiden Kaktuswelse zuckten in ihrem zwei Meter hohen und vier Meter langen Aquarium. Ursprünglich hatte ich nur den Vorschlag der Innenarchitektin abgenickt, die meinte, eine solche gläserne Trennwand würde dem Loft das gewisse Etwas verleihen, und mir waren die Fische darin völlig egal. Tatsächlich fand ich heraus, dass es genau die beiden Welse waren, die mir vor allem anderen in meinen eigenen vier Wänden gefielen, wie sie so elegant zur Musik abends durch das grün fluoreszierende Wasser kreuzten. Eines Abends zu Mozart oder Bach, als Francesca schon schlief, gab ich ihnen sogar Namen. Das Weibchen taufte ich Candle und das Männchen Bollinger.

Das nächste Lied begann. Meine Erleichterung kannte keine Grenzen, die Stille war bloß die Pause zwischen zwei Liedern gewesen, und sie war mir wie eine Ewigkeit vorgekommen.

»Hört mich jemand?«

Meine Stimme klang dumpf, trocken und viel zu leise.

Wer sollte mich hier hören? Waren die Rettungsmannschaften bereits eingetroffen, oder noch unterwegs?

»Mädchen, hörst du mich? Dann sag was!«

Ich horchte angestrengt.

Sie antwortete nicht. Vielleicht überlagerte die Musik meine Rufe, oder sie war verletzt und ihre Stimme zu schwach. Gedanken an Schlimmeres verdrängte ich.

Die junge Frau hatte auf der anderen Seite des Ganges gesessen.

Ich musste 2. Klasse reisen, weil die 1. bereits ausgebucht war, als ich online mein Ticket bestellte.

Um ihre blonden Haare hatte sie ein rotes Kopftuch geschwungen, weiße Ohrenstöpsel, so wippte sie mit im Takt, und ihr Schmollmund formte lautlos die Worte eines wütenden Sängers. Ihr Kopf zeigte geradeaus, während ihre Augen aus dem Fenster schauten. Sie trug ein weißes T-Shirt mit verschnörkelter schwarzer Schrift, rote Jeans, weiß-rote Sneaker, die Füße übereinandergeschlagen auf dem Sitz gegenüber, und neben sich den Rucksack, bekritzelt mit Bandnamen. Die Isomatte und den Schlafsack hatte sie außen mit Riemen festgezurt.

Selbst als der Zug hielt, starrte sie angestrengt aus dem Fenster, als suchte sie dort etwas. Das hatte ich gesehen, als ich mir mein Sakko anzog, weil wir bald aussteigen würden. Und dann jener Moment, in dem sich unsere Blicke trafen, ihre großen dunklen Augen, und der nicht zu Ende gedachte Gedanke, es ginge endlich weiter. Aber ich erwachte in der Dunkelheit, als hätten mich ihre Augen verschluckt. Dazwischen fehlte die Erinnerung.

War ein Zug auf unseren stehenden aufgefahren? War das überhaupt möglich in der heutigen Zeit? War nicht alles doppelt abgesichert, Mensch und Maschine? Vielleicht hatte

der Lokführer geträumt, oder geschlafen, wegen Medikamenten, oder er hatte eine Herzattacke. Aber für solche Fälle gab es doch sicherlich automatische Bremsen. Es könnte natürlich auch eine Verkettung unglücklicher Umstände sein, wie meistens bei derartigen Katastrophen. Ein technischer Defekt, eine Computerpanne gepaart mit menschlichem Versagen.

Ein Unfall, in den zwei Züge verwickelt waren, würde erklären, warum nichts von den Rettungsmannschaften zu hören war. Wenn ich Pech hatte, lag ich an einem Ende der verkeilten Züge, und die Helfer suchten systematisch von der anderen Seite.

Ich war überrascht, wie klar und analytisch mein Kopf selbst in Extremsituationen arbeitete. Wie damals bei dem Unfall.

Meine Bank stellte mir zu der Zeit noch keinen Fahrer zur Verfügung. Das war eine Annehmlichkeit, in deren Genuss ich erst später kommen sollte, als ich mehrfach meinen Wert für unser Institut unter Beweis gestellt hatte. Und so saß ich in einem gewöhnlichen Taxi auf dem Weg vom Flughafen zur Zentrale. Vorne über gebeugt, damit die Sonne sich nicht in dem Display spiegelte, kontrollierte ich meine SMS, als plötzlich die Fahrerin auf die Bremse stieg.

Ein Kleinbus zog vor uns aus einer Einfahrt auf die Straße. An Ausweichen war nicht zu denken.

Nach dem Aufprall schleuderte unser Wagen zweimal um seine eigene Achse auf die Gegenfahrbahn, und ich dachte damals, wenn uns ein weiterer Wagen erwischen würde, wäre es aus.

Das Taxi kam in einem rechten Winkel zur Straße zum Stehen. Und auch damals diese Stille. Bis sich die Fahrerin zu mir herumdrehte und aufschrie, als sie mich sah. Ich senkte den Kopf und blickte meinen Blutropfen nach, wie sie aus meinem Gesicht in Zeitlupe auf die Glassplitter zwischen meine Füße fielen und dort auf den Scherben zerplatzten.

Ich verfolgte ihren Weg wie den jener Wassertropfen, die beim Duschen vom Gesicht meines gesenkten Kopfes zum Beckenboden fallen.

Dabei hatte mein Hirn so klar weitergearbeitet, wie beim Verkauf eines Turbo-Call-Zertifikates, dessen Kurs mit Gewalt ins Bodenlose stürzt. Als Nächstes hatte ich meine Zähne mit der Zunge abgetastet. Sie waren alle in Ordnung.

Seit ich von jemandem gehört hatte, der zwar einen Helikopterabsturz überlebt hatte, aber drei Tage mit gebrochenen Kiefern und zwanzig herausgeschlagenen Zähnen auf Rettung warten musste, machte ich mir darüber Gedanken.

Nachdem klar war, dass zahlreiche winzige Glassplitter in meinem Gesicht steckten, hoffte ich, keine Narben davontragen zu müssen. Ich atmete durch und blinzelte, sofort flammte ein stechender Schmerz im Auge auf. Steckte auch dort ein Glassplitter? Es fühlte sich so an. Ich riss die Augen weit auf.

Dann half man mir aus dem Wagen, und ich legte mich auf den nackten Asphalt, auf die Seite, winkelte meinen Arm an und ruhte meinen Kopf darauf aus, die Augen die ganze Zeit weit aufgerissen. Passanten und Unfallzeugen sammelten sich um mich herum, ihre Beine alle im ungewohnten 90 Grad Winkel.

Ein metallenes Quietschen ließ mich meinen Kopf einziehen, so weit es ging, als könnte ich ihn so irgendwie schützen, sollte sich die Lokomotive mit dem Puffer voran meinem Gesicht entgegenstürzen. Krampfartig biss ich auf meine Zähne, sie knirschten, und die Kiefermuskeln bebten vor Anspannung.

Schlagartig war es wieder still, bis auf die Musik, die nun seltsam deplatziert klang.

Ein Geräusch bedeutete, dass sich die Trümmerteile verschoben. Dabei gab es nur eine Richtung: nach unten. Und ich lag zu unterst.

Die Trümmer rutschten nach. Was hatte ich erwartet? Wie stabil war dieser gigantische Haufen aus ineinandergeschobenen Wagons über mir? Es war nur natürlich, dass der Schrott unter seinem eigenen Gewicht nachgab.

Der Puffer der Lokomotive konnte mir jederzeit unweigerlich den Kopf zerquetschen. Die Frage war, ob es rasch geschehen würde oder quälend langsam.

Der Gedanke daran, Stück für Stück zermalmt zu werden, schnürte mir wieder den Hals zu. Es könnte auch ohne Weiteres sein, dass ich bald anstatt unverletzt mit gebrochenen Knochen auf Hilfe warten musste. Sollte mein Gesicht in Mitleidenschaft gezogen werden, könnte ich vielleicht nicht einmal mehr um Hilfe rufen. Der Puffer könnte mein Gesicht seitlich treffen. Dann käme es darauf an, wie weit er meinen Kopf in den Boden drücken würde. So tief, dass ich auf der Stelle tot wäre, oder nur schwer verletzt, und von da an mit zerschmetterten Gesichtsknochen elendig verblutend, blind und stumm den eigenen Tod erwartend.

Ich kämpfte gegen den Drang an, mich meinen Gefühlen hinzugeben.

Das war der Stress, der Schock. Sicherlich hatte ich einen Schock, ich musste einen Schock haben. Wer hätte keinen in meiner Situation, bei dem, was mir passiert war? Was immer auch genau passiert war.

Ich schluckte. Ansonsten war ich nicht so nah am Wasser gebaut, wie meine Mutter immer gesagt hatte. Ihr Gesicht tauchte vor mir auf. Sie saß dann immer am Küchentisch beim Mittagessen und lächelte, gerade so, als hätte es die Bilder während ihrer Krankheit nicht gegeben, das Missverstehen vor der Diagnose, die Gereiztheit, das Streiten.

Zwischen ihren Jobs war es ihr in meiner Kindheit wichtig, zu Hause zu sein, wenn ich von der Schule kam. Sie aß meistens sehr schnell, weil sie schon bald wieder putzen musste. Aber das Essen war fertig. Das ging so bis zu meinem fünfzehnten Lebensjahr, da meinte sie, ich könnte mir von nun an selbst etwas kochen. Im Spaß sagte sie, sie müsse mehr arbeiten, weil ich mehr essen würde.

Ich ersticke meine Trauer mit einem Hilfeschrei, und weil der alleine nicht reichte, rief ich ein zweites Mal. Aber meine Rufe blieben ohne Echo, meine Worte vom Schutt verstümmelt, bevor ich sie ganz ausgesprochen hatte.

Ein Stück Metall fiel auf Metall, und der helle Klang fuhr wie ein Blitz durch meine gestauchten Eingeweide.

Solch ein kleines Geräusch durfte mich nicht nervös machen. Dass sich Metallteile immer wieder lösten und nach unten fielen, war logisch in diesem Wust aus Schrott. Da brauchte ich nicht zusammenzucken.

War es ein Anschlag gewesen? Ein Anschlag auf einen Intercity, von Terroristen, ein Bombenattentat? Aber die suchten sich doch eigentlich Busse und Nahverkehrszüge aus.